

## Glaube – Liebe – Hoffnung als Abenteuer des Erwachsenwerdens

Nils Mohl im Werkstattgespräch mit Heidi Lexe im Rahmen des Studientags „Leben lesen“ Kinder- und Jugendliteratur im Kontext religiöser Lektüre am 12. März 2016 in der STUBE Wien.



### I. Am Beispiel: über „Stadtrandritter“

**Heidi Lexe:** Seit ich „Es war einmal Indianerland“ gelesen habe, wusste ich, dieser Tag muss kommen! Es ist natürlich nie leicht, einen Rowohlt-Autor anzuschreiben und zu sagen: „Wollen Sie nicht in die STUBE kommen?“ Der denkt sich dann wahrscheinlich: So eine rührige kleine Institution in Wien – schreib ich ein freundliches Mail, alles Gute für Ihre Zukunft, hab’ leider keine Zeit. Das heißt, man muss lange vorbauen, man muss Bücher an prominenten Stellen wie in *1000 und 1 Buch* rezensieren, man muss in einem kleinen Interview vorführen, dass man weniger am Plot der Romane interessiert ist als an deren literarischer Gestaltung, man besucht unauffällig-auffällig Lesungen. Und dann wagt man eine Anfrage.

**Nils Mohl:** Ich möchte hier jetzt nicht das Bilder vom erfolgsverwöhnten Autor zerstören, aber mir muss man eigentlich nur sagen: „Wien“. Das reicht.

**Heidi Lexe:** Wir werden uns – dem Thema unseres Studientages entsprechend – zuerst über Ihren Roman „Stadtrandritter“ unterhalten. Das Buch stand auf der Empfehlungsliste des Katholischen Kinderbuchpreises 2015 – obwohl es ja als viel zu üppig und kompliziert gilt ...

**Nils Mohl:** Ich habe extra ein paar Kreuze aufs Cover drucken lassen.

**Heidi Lexe:** Damit es funktioniert? Hat es.

**Nils Mohl:** Es ist kein ganz, ganz dünnes Buch. Es ist deshalb auch das Buch, aus dem man mich am seltensten bittet, irgendwas vorzulesen. Was daran liegt, vermute ich, dass dieser massive Umfang Menschen wirklich abschreckt. Außerdem regnet es in diesem Roman ständig. Und für zarte Gemüter ist es an manchen Stellen auch nicht wirklich geeignet. Da gibt es diesen Moment, wo ein Körperteil abgetrennt wird, das dann von einem Hündchen verspeist wird – zum Beispiel.

**Heidi Lexe:** Woran schult man solche Szenen? An Filmen von Martin Scorsese?

**Nils Mohl:** Für den Mythos als Schreiber vom Stadtrand muss man natürlich erzählen: Alles reine Beobachtungsgabe ... Nein, wie ich genau auf dieses Detail gekommen bin, weiß ich jetzt gar nicht mehr. Aber dass es in gewissen kriminellen Millieus zum guten Ton gehört, mit Gewalt Zeichen zu setzen, das ist ja bekannt. Wegen der Verstümmelung habe ich mich dann bei einer Ärztin erkundigt, die in der Unfallchirurgie einer Klinik arbeitet, um das auch medizinisch korrekt beschreiben zu können. Und tatsächlich waren ihr solche Fälle nicht unvertraut. Wobei sie meinte: In bestimmten Kreisen finden die Opfer wirklich nur bei größeren Komplikationen den Weg in die Notaufnahme.

**Heidi Lexe:** Der Titel des Romans deutet es an: Ritter spielen eine wesentliche Rolle. Die beiden Hauptpersonen heißen Silvester Lanzen und Merle von Aue. Domino nennt ihren Motorroller Rosinante. Erzählt wird der Roman in *Âventiuren*: jemand zieht aus, um sich zu bewähren, um eine Aufgabe zu lösen, um, wenn man so will, den Gral zu finden. Gibt's den Gral in Ihrem Roman?

**Nils Mohl:** Im Grunde ist Literatur immer dazu da, sein eigenes Leben zu rechtfertigen. Ich habe mich lange Zeit gefragt, wozu bloß dieses Mittelhochdeutschstudium? Bis ich diesen Roman geschrieben habe. Und natürlich freue ich mich, wenn alle Leser, die davon schon mal gehört haben, zwischen den Zeilen auf Gralsuche gehen, aber wenn nicht, ist es auch nicht schlimm. Becher spielen in diesem Roman jedenfalls keine Rolle, die Gralsuche wird also mehr auf der symbolischen Ebene abgehandelt. Sobald Autor\_innen allerdings anfangen, das eigene Werk selbst zu erklären und auf der symbolischen Ebene ankommen, wird's meistens abenteuerlich.

**Heidi Lexe:** „Stadtrandritter“ ist auch eine Geschichte über eine Wahrheitsuche – eine, an der Silvester letztlich scheitert. Was macht den Reiz eines solchen Motivs aus?

**Nils Mohl:** Wenn ich zurückdenke, wie ich als Jugendlicher war, beginne ich auf der einen Seite, mich sofort zu gruseln, weil ich mir denke, was für ein schrecklicher Mensch bist du nur gewesen. Andererseits denke ich aber auch: Mann, eigentlich warst du doch auch ein sympathisches Bürschchen. Man hat ja zum Beispiel diesen rührenden Idealismus. Eine echte Stärke von jungen Menschen. Die glauben ja im Zweifelsfall noch, dass es so etwas wie Wahrheit gibt. Und die das natürlich erschüttert, wenn sie nach und nach drauf kommen, dass das mit der Wahrheit gar nicht so einfach ist. Und weil man daran, wie wir alle wissen, sehr leiden kann, ist das per se schon einmal erzählerisch wirklich brauchbar.

Wobei der für mich interessante Aspekt in diesem Fall war: Je näher Silvester der Wahrheit kommt, umso weiter entfernt er sich auch davon. Das ist eigentlich fürchterlich, aber das ist eine Erfahrung, die wir alle machen – je genauer man hinsieht, desto schlimmer wird's, weil man überhaupt nicht mehr entscheiden kann, was jetzt eigentlich noch wahr ist. Und selbst wenn man's dann am Ende für sich geklärt zu haben scheint – es ändert nicht wirklich viel.

**Heidi Lexe:** Der Pastor – für mich persönlich war das die unsympathischste Figur des Romans. Zuerst agiert er, als hätte er die Weisheit mit dem Löffel gefressen; und dann ist er ja derjenige, der alles ins Kippen bringt, weil er sich an Merle heranmacht. War er als Figur für diesen Kippeffekt wichtig? Denn letztlich geht ja dann alles in der Apokalypse auf und die Pfarre brennt nieder.

**Nils Mohl:** Ja, wobei ... Autoren sind im Grunde ja Kleingeister. Diesen Mann gab's nämlich wirklich, es war aber kein Pastor, sondern ein Lehrer. Mir war wohl vor allem wichtig, ein stimmiges Porträt dieses Mannes zu zeichnen. Und ob sympathisch oder unsympathisch – was für Jugendliche wirklich schwierig ist (und mich auch zeitlebens verfolgt hat), ist dieser Schock, wenn sich eine Vertrauensperson als jemand entpuppt, der voller Abgründe steckt. Und daraus ergibt sich natürlich wiederum tolles dramatisches Potenzial und ich glaube tatsächlich, dass der Pastor zwar eine Menge Humbug, aber doch auch Dinge erzählt, die wahnsinnig anziehend und nachvollziehbar sind – und gar nicht so verkehrt.

**Heidi Lexe:** Mit ein bisschen Lust an der Überinterpretation könnte man die Struktur des Romans auch biblisch lesen. Es beginnt mit einem sehr paradiesischen Zustand zwischen Merle und Silvester und endet in der Apokalypse. Dazwischen finden wir eine Passionsgeschichte. Haben Sie sich dafür mit der biblischen Passionsgeschichte genauer beschäftigt?

**Nils Mohl:** Das hat mich beim Schreiben der gesamten Trilogie mehrfach irritiert, wie einfallslos man als Autor eigentlich ist. Es ist wirklich erstaunlich, wie stark unsere Kultur christlich geprägt ist. Gerade für einen Norddeutschen ist das eine erschütternde Erkenntnis. Wir halten uns ja alle mehr oder weniger für kultivierte Heiden und wenn man dann feststellt, dass unsere ganze Kultur auf diesem einen Buch beruht ... ich weiß nicht. Es ist in gleicher Weise faszinierend und merkwürdig – wir landen immer wieder bei den bewährten Erzählmustern.

**Heidi Lexe:** Die Apokalypse in „Stadtrandritter“ ist sichtbar ausinszeniert. Aber es gibt auch jene Apokalypse auf der emotionalen Ebene – ausgehend vom Moment des Verrates, der ja auch in der Passionsgeschichte vorkommt. Ist dieser Verrat ein besonders spannendes Motiv?

**Nils Mohl:** Ich finde, es ist ein wahnsinnig reizvolles Motiv, und beim Thema „Glaube“ spielt es zudem für mich eine wichtige Rolle. Ich komme mir ein bisschen dämlich vor, das in diesem Rahmen zu erzählen, aber wenn jemand am Kreuz hängt und sich dann nicht sicher ist, ob das alles so richtig ist, ob ihn nun alle verlassen haben, dann steckt dahinter ja auch eine Wahnsinnsfurcht vor dem Verrat. Ein Motiv also, das zweifellos zum Repertoire der Urgeschichten gehört, und deshalb bleiben uns diese Geschichten ja auch erhalten, weil diese Konflikte, die sie verhandeln, immer aktuell bleiben werden. Die Zweifel an den anderen und an den Autoritäten, das sind schreckliche Erlebnisse und die gehören zum Erwachsenwerden ganz massiv dazu. Eine schöne Aufgabe für die Literatur, das sinnfällig zu machen.

**Heidi Lexe:** In „Stadtrandritter“ steht das, was erzählt wird, zwischen zwei Fragestellungen. Die Fragestellung zu Beginn heißt: „Woran glaubst du? Vorschläge?“ Am Ende des Romans wird diese Frage wieder aufgegriffen und es heißt: „Glaubst du nicht?“ Was hat es auf sich mit dieser Erzählklammer aus Fragestellungen?

**Nils Mohl:** Für mich war beim Schreiben ein Aufsatz von David Foster Wallace ein wichtiger Denkanstoß. „This Is Water“, heißt der. Die Hauptthese lautet dort: Es gibt kein erwachsenes Leben ohne Glauben. Und Foster Wallace legt das – zumindest für mich – schlüssig dar. Der eine glaubt an Geld, der andere macht eine bestimmte spirituelle Praxis zu seinem Lebensinhalt. Jeder widmet sich seinem ganz persönlichen Glauben. Ohne Ausnahme.

Mich hat gereizt, das erzählerisch umzusetzen. Also vorzuführen, dass wir gar nicht anders können, als uns in bestimmten Situationen auf bestimmte Überzeugungen einzulassen – zu glauben. Es gibt in diesem Roman deshalb nicht nur die Anfangsfragen, es gibt auch Passagen, die heißen „Making-ofs“, wo Figuren selbst ihre Rollen reflektieren. Ein Ding der Unmöglichkeit, eigentlich. Es ist aber machbar, rein technisch, und es hat einen merkwürdigen Effekt, wenn man dann als Leser\_in herausgeworfen wird aus der Fiktion: Man versteht den Trick – und kann nichts dagegen tun. Sobald wir uns auf eine Geschichte eingelassen haben, spielt es überhaupt keine Rolle mehr, wenn in der Geschichte behauptet wird, es handelt sich um eine fiktive Welt. Das ändert nichts. Wir haben uns eingelassen – wir glauben. Daran, dass diese Welt existiert. Und das tut sie ja auch, zumindest in unseren Köpfen. Darauf spielt die Erzählklammer an. Und beim Schreiben denkt man: wahnsinnig genial. Vielleicht ist es aber auch nur albern – so wie der Aufsatz von David Foster Wallace vielleicht auch nur albern ist.

## II: Vom Erzählen: über die Arbeitspraxis

**Heidi Lexe:** „Stadtrandritter“ ist Teil einer Trilogie zum Thema „Glaube, Liebe, Hoffnung“. Der erste Teil der Trilogie ist „Es war einmal Indianerland“. Wie kommt man auf die Idee, für Jugendliche oder über Jugendliche eine Trilogie über Glaube, Liebe und Hoffnung zu erarbeiten?

**Nils Mohl:** Ich ging stramm auf die vierzig zu, war Autor von ein paar Büchern in Kleinverlagen und sehr überschaubarem Erfolg. Und eine Tages kam dann eine Lektorin vom großen Rowohlt-Verlag auf mich zu und hat mich gefragt, ob ich Lust hätte, einen Jugendroman zu schreiben. Mein erster Gedanke war: „Nein!“ Ich war seit gut zwanzig Jahren damit beschäftigt, mich von meiner Jugend zu entfernen – und dann soll man in diese Lebenszeit wieder zurückkehren? Aber mein zweiter Gedanke war: „Rowohlt!“ Und also fing ich an, mir über das Genre ein paar Gedanken zu machen. Das war, bevor „Tschick“ rauskam, und ich hatte damals nicht das Gefühl, dass die Jugendliteratur in der deutschen Literatur im Augenblick größere Bedeutung oder Relevanz hätte. Das sah also zumindest mal nach einer Aufgabe aus. Die Idee mit der Trilogie kam allerdings etwas später ...

**Heidi Lexe:** Nach „Es war einmal Indianerland“!?

**Nils Mohl:** Der Roman ging mir erstaunlich leicht von der Hand. Und als er dann fast abgeschlossen war, habe ich wieder nachgedacht. Ich kenne viele Autoren und Autorinnen, die bei einem großen Verlag ein Buch veröffentlicht haben und dann wieder von der Bildfläche verschwunden sind, auch gute Freunde von mir. So kam mir der geniale Einfall, meiner Lektorin, die „Indianerland“ sehr mochte, einfach dreist zu eröffnen, dass das Buch der Auftakt zu einer Trilogie ist. Und weil es im ersten Teil hauptsächlich um die Liebe geht, dachte ich mit meiner Vorbildung aus Konfirmandentagen, da machen wir doch insgesamt drei Teile, da gibt's ja noch zwei offene Punkte ...

Das ist die launige Variante der Geschichte. Mir ist aber außerdem aufgefallen, dass es tatsächlich so eine Art „Grammatik des Erwachsenwerdens“ gibt. In der Liebe liegt es auf der Hand, man entwickelt ein Interesse an einem Gegenüber, an einem Du. Beim Glauben ist es meiner Meinung nach so, dass man ein Interesse für ein neues „Wir“ entwickelt. Man wird in eine Familie hineingeboren, das sucht man sich nicht aus. Aber es gibt ab einem gewissen Zeitpunkt ein Interesse daran, Leute zu finden, die ähnlich ticken wie man selbst. Das ist, meiner Meinung nach, eine Glaubensfrage. Und letztendlich ist es auch interessant, darüber nachzudenken, wie man einmal werden wird – da spiegelt sich das „Ich“ in einer dritten Person Einzahl, wenn man so will. Das ist in meinen Augen beim Thema „Hoffnung“ der Fall. Mit dieser Grammatik des Erwachsenwerdens konnte ich immerhin sieben Jahre meines Lebens zubringen, das war nicht so schlecht.

**Heidi Lexe:** „Es war einmal Indianerland“ und „Stadtrandritter“ sind so erzählt, dass sowohl die Zeitebenen als auch die Wahrnehmungsebenen ineinanderfließen; es geht ständig vor und zurück. Das ist scheinbar verworren, aber eigentlich bis ins kleinste Detail durchkomponiert. Worin liegt für Sie der Reiz einer solchen Text-Konstruktion?

**Nils Mohl:** Was mir immer wichtig ist bei Literatur, ist, dass jede Geschichte die Form bekommt, die sich schlüssig aus dem Stoff ergibt und die der Geschichte dient. Ich möchte gerne den Prozess, den der Held emotional durchläuft, wenn möglich, auch in der Form abbilden. Bei „Es war einmal Indianerland“ wäre das zum Beispiel diese Konfusion, die jeder kennt, der mal verliebt war. Und bei „Stadtrandritter“ war es mir wichtig, etwas Ähnliches für das Thema „Glauben“ in all seinen Facetten zu finden. Während bei „Es war einmal Indianerland“ viel geschnitten wird, arbeite ich deshalb bei „Stadtrandritter“ viel mit Überblendungen. Es gibt mehrere Ebenen, die übereinander gelegt werden

und so entsteht hoffentlich immer wieder eine Irritation, was man eigentlich glauben kann und was nicht. Solche Sachen bringen mir unheimlich Spaß; ich bin mir aber auch sicher, dass diese formalen Entscheidungen beim Lesen eine intensivere Wirkung erzeugen – wenn man sich darauf einlassen kann.

**Heidi Lexe:** Das heißt, man muss selbst im Leseprozess die Chronologie des Erzählten herstellen, man muss den Zusammenhang herstellen – so wie das auch die Figuren tun müssen. Gibt es aus Ihrer Sicht überhaupt eine „Wahrheit des Romans“? Ist jede Lektürehaltung berechtigt, oder gibt es aus Ihrer Sicht als Autor eine verbindliche?

**Nils Mohl:** Ich glaube, dass die Zahl der Möglichkeiten, wie man einen Roman lesen kann, begrenzt sein muss. Alles andere wäre sehr unbefriedigend. Als Autor möchte ich schon die Lektüre lenken. Auch wenn ich weiß, dass das nur in begrenztem Maße geht, weil jeder Leser, jede Leserin mit anderem Weltwissen dem Text begegnet. Nichtsdestotrotz: Ich gestalte mit dem Anspruch, mir als idealem Leser genug Freiheiten zu lassen, aber nicht beliebig viele.

**Heidi Lexe:** Hat die Tatsache, dass ein Sinnzusammenhang hergestellt werden muss, für Sie auch mit jener fragmentierten Wirklichkeit zu tun, der Jugendliche ausgesetzt sind?

**Nils Mohl:** Literatur ist immer die Behauptung von Ordnung. Das ist richtig so und anders funktioniert Geschichtenerzählen, glaube ich, auch nicht. Wir haben bestimmte Anforderungen an Geschichten. Ganz unabhängig davon, wie sehr wir uns mit solchen Fragen beschäftigen, können wir schnell entscheiden, ob wir mit einer Geschichte zufrieden sind oder nicht, egal ob es Kino oder Literatur ist.

Manchmal ist uns eine Geschichte zu albern, manchmal nicht albern genug. Das hat einfach mit unserer Erwartungshaltung an Unterhaltung zu tun. Wir investieren ja wirklich eine Menge Zeit in einen Roman – in einer Wirklichkeit, in der Zeit sehr knapp ist. Ich denke schon, dass die Belohnung hoch sein muss und dass wir auch ein Stück von unseren alltäglichen Schwierigkeiten und Herausforderungen in einer Geschichte erkennen müssen. Unabhängig, ob da „Jugendroman“ draufsteht oder „Seniorenroman“ oder „Anglerroman“ oder „Frauenroman“ –

**Heidi Lexe:** – oder „Kassiererroman“ –

**Nils Mohl:** – oder „Kassiererroman“. Wir haben einen gewissen Anspruch und der wird immer höher. Die meisten Unterhaltungsromane von vor zwanzig Jahren liest kein Mensch mehr, aus gutem Grund.

**Heidi Lexe:** Wie darf man sich den Entstehungsprozess eines a-chronologisch erzählten Romans vorstellen? Beginnen Sie mit Ihrem Schreibprozess am Anfang des Romans oder am Anfang der Handlungschronologie?

**Nils Mohl:** Neulich wurde ich nach einer Schulllesung aus „Es war einmal Indianerland“ gefragt, ob’s irgendwann eine richtige Ausgabe des Romans geben wird. Super Frage. Da sind wir wieder bei der Ordnung: Der Schüler hat verstanden, dass man Literatur linear liest – und war nun erstaunt, dass die lineare Ordnung in diesem Fall fehlt. Man kann dann mit einem einfachen Gedankenexperiment zeigen, dass diese lineare Ordnung für uns im Alltag eigentlich ein Sonderfall ist. Etwa beim Erinnern –

und Erinnern ist Erzählen. Wenn ich jemanden hier bitten würde, zu erzählen, was er oder sie letzte Woche erlebt hat, dann beginnt die Rekonstruktion nicht um 8.00 Uhr montags beim Weckerklingeln, gefolgt vom Gang zur Zahnbürste oder zum Toaster, sondern sehr wahrscheinlich würde ein emotionaler Höhepunkt als Ausgangspunkt gewählt werden. Und von da aus entwickelt sich das Erzählen dann weiter.

Und weil ich eigentlich meine Romane auch im Kopf erst einmal erlebe, was immer der schönste Teil der Arbeit ist, kann ich gleich am Anfang des Romans beginnen beim Tippen. Die Chronologie habe ich dann fertig im Kopf. Oder auf dem Papier. Als kleines Exposé.

**Heidi Lexe:** Es gibt Figuren in „Es war einmal Indianerland“, die auch in „Stadtrandritter“ wieder vorkommen. Wird das beim dritten Teil der Trilogie, „Zeit für Astronauten“, wieder so sein?

**Nils Mohl:** Man wird als Autor tatsächlich anhänglich. Ich habe vor allen Dingen eine Schwäche für die, die zu kurz kommen. In „Stadtrandritter“ hat Silvesters Freundin Domino eine sehr undankbare Rolle. Als ich einer Kollegin das erste Mal erzählt habe, dass in „Astronauten“ Domino eine der Hauptrollen spielen wird, sagte sie: „Die Bitch?“ Genau, das ist der Punkt, dass man den Figuren Gerechtigkeit widerfahren lassen kann. Und davon tauchen in „Zeit für Astronauten“ gleich eine ganze Reihe auf. Auch Jackie aus „Es war einmal Indianerland“.

**Heidi Lexe:** „Es war einmal Indianerland“ wird gerade verfilmt. Wie geht es Ihnen damit?

**Nils Mohl:** Es ist eine Achterbahn der Gefühle. Wenn man etwas geschrieben hat, was des Films würdig ist, denkt man zunächst, oha, es kann gar nicht so schlecht gewesen sein, was man da verzapft hat. Es wirkt wie eine Auszeichnung. Film hat ja eine völlig andere Dimension als Literatur. Also, wenn ich mir überlege, dass dieser Stoff, an dem ich 2009 allein ein paar Monate gesessen habe, heute Arbeitsplätze schafft – das ist irre. Das hätte ich mir damals nie träumen lassen. Auch nicht, dass ich selbst am Drehbuch mitschreibe.

Andererseits: Die Filmwelt ist nicht mal halb so kuschelig wie die Welt der Literatur. Es ist, wie man sich das so vorstellt: Es gibt Intrigen, Verwicklungen, Verrat, Verkauf, ... alles, was dazugehört. Es gab zum Beispiel einen Moment, wo auch ich als Drehbuchautor hätte abgelöst werden können. Und ich dachte, wenn ich das Drehbuch nicht fertig schreiben darf, dann schreibe ich einfach den Roman darüber – von der Fülle des Stoffes her wäre das möglich gewesen.

**Heidi Lexe:** Sie sind – zumindest habe ich das aus unseren Mailkontakten herausgelesen – ein Meister des Paratextes. Fragebögen scheinen Ihnen eine ganz besondere Freude zu machen!?

**Nils Mohl:** Ja, tatsächlich finde ich Fragebögen eine tolle Form. Und Interviews. Es gibt ja letztlich, finde ich, wenig Tolleres, als Menschen beim Gespräch zuzuhören oder selbst ein gutes Gespräch zu führen. Sie haben diesen sportlichen Aspekt. Gute Gespräche sind immer auch ein Wettkampf: Wer hat die schönste Formulierung und das stichhaltigste Argument? Ich finde auch Streiten toll – ich meine, wenn man sich wirklich streitet und es ernst meint. Unter Freunden, wo man sicher sein kann, es darf gestritten werden. Und man darf am Ende auch verlieren, weil es einen nächsten Streit gibt. Insofern habe ich eine besondere Vorliebe dafür.

Und vielleicht ist die Literatur ein besonders komplexer Versuch, ein Gespräch anzuzetteln. Ich vermute jedenfalls, dass die meisten Autoren und Autorinnen zu schreiben anfangen, weil ihnen keiner zuhört. Was wohl oft daran liegt, dass sie gewohnt sind, nicht viel zu sagen. Und das wiederum liegt vielleicht daran, dass sie sich nicht trauen, viel zu sagen. So kommt eines zum anderen. Auf jeden Fall ist da ja immer eine Menge Lärm hinter der Stirn. Literatur ist unheimlich gut darin, den hörbar zu machen.

Das Gespräch fand im Rahmen des Studientages **Leben Lesen. Kinder- und Jugendliteratur im Kontext religiöser Lektüre** am 12. März 2016 in der STUBE statt. Ein kurzer Tagungsbericht ist im Tagebuch der STUBE-Website unter [www.stube.at/tagebuch/leben%20lesen\\_2016.html](http://www.stube.at/tagebuch/leben%20lesen_2016.html) nachzulesen.